

Das Feminine als Seinszustand

Es ist Fußballweltmeisterschaft und niemand interessiert es. Naja fast. Ein paar Menschen interessieren sich dafür, dass es niemand interessiert. Mit der Aufstellung für das nächste Spiel haben auch sie sich vermutlich nicht befasst. Die Fußballweltmeisterschaft in Frankreich zeigt auf bizarre Weise, was aus einem Ereignis, das alle vier Jahre das öffentliche Leben lahmlegt, wird, wenn es nicht von Männern handelt. Dass sie zum Anlass wird, die Diskriminierung von Frauen anzuprangern und die Gleichberechtigung – aller – Geschlechter einzufordern, ist unerlässlich. In der Diskussion findet aber ein anderes Problem zu wenig Beachtung, das gesamtgesellschaftlich genauso gravierend ist, wie das Schattendasein des Frauenfußballs: die Tatsache, dass niemand über rhythmische Sportgymnastik spricht.

Die patriarchale Ordnung führt nicht nur zu geschlechtsspezifischen Benachteiligungen, sie greift tief in unser Denken und Erleben ein und richtet dort vielleicht noch größeren Schaden an: indem sie systematisch marginalisiert oder abwertet, was als feminin gilt. Das ist keine neue Erkenntnis, aber wir machen sie uns zu wenig bewusst und es gibt kaum konkrete Bemühungen, das Feminine ins Zentrum der Gesellschaft zu rücken und als dem Maskulinen ebenbürtig anzuerkennen.

Die Begrifflichkeiten scheinen die Vorstellung von einer binären Geschlechterordnung zu perpetuieren, aber sie haben mit Geschlecht überhaupt nichts zu tun. Sie bezeichnen zwei ideale oder archetypische Bündel von Eigenschaften und Vorlieben, die in jedem Menschen angelegt sind, aber jeweils mit Weiblichkeit oder Männlichkeit assoziiert werden. Und es ist diese Assoziation, die dazu führt, dass die eine Hälfte dessen, was das menschliche Dasein ausmacht, immerzu das Nachsehen hat. Dazu muss man sich nur vor Augen halten, welchen Stellenwert die rhythmische Sportgymnastik im Vergleich zum Fußball einnimmt. Sie bringt gleich mehrere Aspekte des Femininen symbolisch zur Anschauung: Sie ist expressiv, fließend, anmutig. Es geht um den Körper, die Bewegung, Musik; sie ist nicht auf ein Ziel ausgerichtet, es geht um den Prozess selbst; sie ist kreativer Selbstaussdruck und spricht unser ästhetisches Empfinden an. Beim Fußball sind Körper und Bewegung nicht Sein-an-Sich, sondern Mittel zum Zweck, es ist ein ergebnisorientiertes Handeln, es herrscht eine direkte Konkurrenzsituation; der Fußball ist extravertiert, das heißt nach außen gerichtet, weil die Zugehörigkeit zur Gruppe und die

Gefahr, die vom Gegner ausgeht, entscheidend sind. Die Zuschauerzahlen sprechen dafür, dass es die überragende Mehrheit vorzieht, sich diesem Nervenkitzel auszusetzen, statt sich an der Schönheit der turnerischen Darbietung zu erfreuen. Das ist aber kein Naturgesetz, sondern eine Frage der Sehgewohnheiten; kein Ausdruck menschlicher Bedürfnisse, sondern Symptom eines Systems, das dem Femininen keinen Raum lässt.

Das Feminine, das ist auch tiefes emotionales Empfinden, das Bedürfnis nach Verbindung und Nähe, und der Wunsch berührt zu werden und zu berühren. Über Jahrzehnte haben zum Beispiel Disney-Filme zuverlässig die Aufgabe übernommen, uns an diese Sehnsüchte zu erinnern. Aber es ist vielleicht bezeichnend, dass gerade dem Disney-Film, dem zuletzt am meisten Aufmerksamkeit zukam und der bald als Klassiker gefeiert wurde, diese Zartheit fehlt. Der Computeranimationsfilm *Frozen* aus dem Jahr 2013 über die Eisprinzessin Elsa und ihre jüngere Schwester Anna wurde vor allem für den Versuch gepriesen, ein modernes Frauenbild zu vermitteln. (Über die Fortsetzung, die im November in die Kinos kommt, wird schon jetzt diskutiert, weil sie die überfällige LGBTQIA+ Version der Disney-Liebe bringen soll.) Und tatsächlich sind die beiden zwei Power-Frauen. *Let it go* singt Elsa als sie sich in einem unmissverständlichen Akt weiblicher Selbstermächtigung in die Einsamkeit ihres Eispalastes zurückzieht; frei und unabhängig von allen Bindungen. Das Lied hat den Oscar für den besten Filmsong erhalten. Ihre Schwester Anna rettet derweil ihrem neuen Bekannten Sven das Leben, indem sie ihn eben mal an einem Seil den Abgrund hinaufzieht. Endlich sehen wir auch bei Disney starke, selbstbestimmte Frauen, die auf niemanden angewiesen sind. Es fragt sich nur, ob in dieser Welt überhaupt noch irgendwer irgendwen braucht.

Es ist wichtig, starke Frauen zu zeigen, aber dann muss jemand anders schwach sein. Dann müssten wir Sven sehen, als Anna, in die er sich verliebt, zu einem anderen zurückkehrt. In seiner ganzen Verletzlichkeit, seinem Schmerz, seiner Verzweiflung. Einen Mann, der am eigenen Atem zu ersticken glaubt und der den Gedanken, ihr nie wieder in die Augen zu sehen, nicht überleben wird. Nichts davon in *Frozen*. Der Film hat so viel Seele wie die technische Perfektion seiner Ästhetik. 1942 wurde ein anderer Disneyfilm für den besten Filmsong mit einem Oscar ausgezeichnet. An den Song *Baby Mine* wird sich kaum jemand erinnern, aber unvergessen ist die Szene, in dem der kleine Elefant Dumbo eines Nachts seine Mutter aufsucht, von der er getrennt wurde. Sie ist in einem Zirkuswagen gefangen

und das Fenster ist zu hoch, als dass sie sich sehen könnten. Und so tun sie das Einzige, was ihnen übrig bleibt: Sie streckt den Rüssel durch die Gitterstäbe und liebkost ihren Jungen. Minutenlang. Auch heute ist die Szene nicht weniger qualvoll. Zum Vergleich *Frozen*: Dass die Eltern von Elsa und Anna zu Beginn bei einem Schiffsunglück sterben, muss man sich aufgrund der irrsinnigen Handlungsgeschwindigkeit im Nachhinein rekonstruieren. Ja, am Ende küssen sich Anna und Sven, aber das ist Liebe als Transaktion; Anna wählt den Mann, der ihr bewiesen hat, dass man sich auf ihn verlassen kann; keine Spur von einer schicksalhaften Begegnung zweier Seelen. Es ist eine vernunftgeleitete Liebe, die abermals den maskulinen Modus des Films füttert.

Das Berührtwerden ist wie der ästhetische Genuss eine Frage der Gewohnheit und wenn Disney-Prinzessinnen aus guten Gründen fürs Erste nicht mehr hilfsbedürftig und verwundbar sein sollen, dann muss Schwachsein auf andere Weise repräsentiert werden. Mitgefühl setzt voraus, dass man überhaupt etwas fühlt. Und wenn die empfindsame Seite des Menschseins gestärkt wird, dann sieht sich die Solidargemeinschaft vielleicht eher in der Verantwortung, sich auf das weiße Pferd zu schwingen, um die Schwachen zu beschützen.

Das Feminine, das ist Gemeinschaft, Schönheit, Spiritualität, Natur. Der öffentliche Diskurs kreist aber um das Maskuline und stärkt dadurch fortwährend die Vorstellung, dass dieses wichtiger, ernsthafter sei. Wir gehen ganz selbstverständlich davon aus, dass die innerparteiliche Querelen der Tagespolitik eher eine Nachricht wert sind, als das gelungene Projekt einer Gruppe, die sich für einen guten Zweck einsetzt. Ohne dass wir es merken, wird unser Denken permanent auf Konflikt und Auseinandersetzung als Normalzustand ausgerichtet, nicht auf Lösung und Solidarität.

Das Feminine, das ist auch das Schöpferische und Kreative. Aber der öffentliche Diskurs gibt vor, dass uns die jüngste Neuerung des Brexit-Vertrags mehr zu interessieren hat, als die Frage, für welches Bauprojekt Andō gerade einen Zuschlag erhalten hat. Und beim Mittagessen werden dann statt der Entwürfe wirtschaftliche Auswirkungen diskutiert und das feminine Bedürfnis, dem Empfinden von Schönheit Ausdruck zu verleihen und sich über ästhetische Werturteile auszutauschen, wird übergangen. Würden wir das Feminine wirklich ernstnehmen, dann wäre das Feuilleton ein Teil der Tagesschau (die Börsennachrichten haben das geschafft). Man könnte einwenden, dass das Brexit-

Abkommen viele Menschen betreffen wird; Kunst, Musik oder Literatur aber elitäres Beiwerk sind. Aber sie sind nur deshalb elitär, weil sie nicht Teil der primären Berichterstattung sind. Was zum Menschsein gehört, ist für alle relevant und die öffentlichen Sender hätten eigentlich die Verpflichtung die Zugänge dazu ganz selbstverständlich im Zentrum zu platzieren. Stattdessen wird schon in der Schule vermittelt, dass das Feminine nicht versetzungsrelevant ist.

Und bleiben wir noch einen Moment bei der Schule: Das Feminine wird auch als passives Prinzip begriffen, im Gegensatz zum aktiven, maskulinen Prinzip. Es geht um Intuition, Introspektion und Körperbewusstsein – nicht um das Tun, sondern um das Sein. Dieser Aspekt des Femininen ließe sich ganz einfach stärken, indem Meditation oder eine andere Entspannungsübung zum ganz selbstverständlichen Teil des Schulalltags würde. Gerade heute, wo nicht nur der Unterricht, sondern häufig auch die Freizeit von Kindern durchgetaktet ist, wäre es wichtig einen festen Raum zu schaffen, in dem sie einfach nur sein können. Um zu erleben, dass man schon Mensch ist, bevor man etwas getan hat.

Es ist nicht leicht, das Feminine auszuleben, in der Leistungsgesellschaft, im Höher, Schneller, Weiter. In einer Welt, wo längst gesprochen wird, wenn Eindrücke und Empfindungen noch nachhallen müssten. Aber das Feminine gehört genauso zum Menschsein wie das Maskuline. Für das Wohlbefinden jedes Einzelnen und die Gesellschaft insgesamt ist es essentiell, dass Ausgeglichenheit zwischen den beiden Seinszuständen herrscht. Der Frauenfußball muss ernst genommen werden, aber ebenso die rhythmische Sportgymnastik.